

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 64 (1970)
Heft: 7-8

Artikel: Americana : "Amerika, du hast es besser!" (Goethe) : ein Willkommen daheim
Autor: Nearing, Scott
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-141779>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gesellschaft freier Menschen abgelöst werden, die sich vielleicht nicht christlich nennen, aber christlich leben wird. Die gemeinsame religiöse, ethische und soziale Forderung nach Gewaltfreiheit, das christliche Beispiel, gewaltfrei zu kämpfen, muss dahinführen, dass in der Gesellschaft von morgen nicht die Gewaltlosigkeit, sondern was der einfachen menschlichen Vernunft weit mehr entspricht, die Gewaltanwendung absurd im alten Sinne genannt werden.

Heinz Gerstinger (in «Der Christ in der Welt», März 1970)

Americana

«Amerika, du hast es besser!» (Goethe)

Ein Willkommen daheim

Ich kam im März 1970 nach einem fünfmonatigen Aufenthalt in Europa und einem Ausflug nach Asien in die USA zurück. Ich war durch Italien, Jugoslawien, die Schweiz, Frankreich, Griechenland, Ost- und Westdeutschland und Holland gereist. Ich hatte Zeitungen von diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans gelesen und darüber mit Landsleuten gesprochen, die erst kürzlich nach Europa gekommen waren. Dennoch war ich ganz unvorbereitet auf das Bild der Heimat, das ich vorfand.

Meine ersten Wochen verbrachte ich in Manhattan. Sie öffneten mir durch Berichte aus erster Hand die Augen für das, was es zu sehen gab. Zwei kleine Verwandte (ein Knabe von 9 und ein Mädchen von 7 Jahren) waren zum Einkaufen, am hellen Tage, ausgeschildert worden. Sie kehrten mit leeren Händen zurück. Sie waren auf dem Bürgersteig angehalten und ihnen war ihr Geld abgenommen worden. Ihre Mutter war ebenfalls in den späten Morgenstunden zum Einkaufen gegangen. Nachdem sie auf der Bank einiges Geld gewechselt hatte und zu ihrem Hause zurückkehren wollte, kamen ihr, als sie die Aussentür öffnete, zwei Männer nach, stießen sie in den Hausflur, zogen eine Waffe aus der Tasche und verlangten ihr Geld. Bei zwei Freunden, die in unserm Hause wohnten, war in ihrer Abwesenheit eingebrochen und alles demoliert worden. Einer anderen Bekannten war ihre Geldtasche entrissen worden, als sie in den Autobus steigen wollte.

Die, die beraubt worden waren, und die, die davon hörten, pflegten nur zu sagen: «Auf so etwas muss man hier gefasst sein. Niemals allein ausgehen, besonders nicht im Dunkeln!» Selbst Präsident Nixon fühlte sich veranlasst, vor einer gemeinsamen Versammlung von Senatoren und Repräsentanten die gleiche Warnung auszusprechen.

Die Amerikaner sind immer stolz gewesen auf ihren wohlfeilen und leistungsfähigen Telephondienst. In der öffentlichen Bibliothek der 5th Avenue gibt es auf jedem Flur eine Reihe von Telephonzellen. Ich ging von Zelle zu Zelle. Viele trugen den Vermerk «Ausser Betrieb». Bei

anderen konnte man zwar das Geld einwerfen, aber es kam keine Verbindung zustande. Andere waren bis obenhin verstopft. Wenn ein Telephon von 4 oder 5 in Ordnung war, stand eine lange Schlange davor.

Ich wollte mich im St. Luke's Hospital nach dem Befinden eines kranken Freundes erkundigen. Nach 4 oder 5 Versuchen gelang mir mit Hilfe eines Beamten die Verbindung. Aber am anderen Ende sagte eine verärgerte Frauenstimme: «Ich kann Ihnen nicht helfen. Unser Telephon ist ganz unbrauchbar.» Ein Kollege, mit dem ich darüber sprach, sagte: «Ich benutze nie ein öffentliches Telephon. Es ist Zeit- und Geldverlust.»

Viermal während meines Aufenthaltes musste ich mit dem Zuge nach auswärts fahren. In jedem Zug gab es zerbrochene Fensterscheiben, und die Scheiben waren so schmutzig, dass man kaum hindurchsehen konnte. In den Waschräumen fehlte das Wasser, und der Fussboden lag voll von Abfällen. Ein paar Wochen lang war ich in Frankreich, der Schweiz, Deutschland und Holland mit der Eisenbahn gefahren. Die Züge waren sauber, freundlich und schnell. Verglichen mit ihnen waren die der Penn Central abstossend.

Jeden Morgen ging ich zu Fuss nach der Bibliothek. Überfüllte Abfallbehälter hatten ihren Überfluss auf den Fahrdamm entleert. Wenn es windete, wirbelte das Papier über die Bürgersteige hin. Kasten, Kannen, Flaschen und Papier lagen in den Rinnsteinen. In Europa hatte ich Dutzende von Städten besucht. In keiner einzigen hatte ich so unsaubere Strassen gefunden wie in New York.

Diese Bemerkungen mögen trivial erscheinen. Ich hätte vielleicht schreiben sollen über die Revolte der Jugend, die brüchige Wirtschaft und die Gefahren, die uns die Pentagonpolitik in Asien und Lateinamerika beschert. Aber diese Trivialität, zusammengenommen mit dem wirtschaftlichen Morast, in dem wir waten, und unserer selbstmörderischen Politik erklärt die oft gehörte Bemerkung: «Das Land geht seinem Zerfall entgegen.»

Scott Nearing

Aus Monthly Review, Juni 1970

Liberté, Egalité, Fraternité

(auf amerikanisch)

«Seit mehr als 90 Tagen versuchen die schwarzen Mitglieder des Repräsentantenhauses, mit Nixon zu einer Aussprache zu kommen. Am 18. Februar baten wir ihn schriftlich um eine Audienz. Jetzt sind wir genötigt, unserer Empörung über die Ausflüchte des Präsidenten und seine beharrliche Weigerung, uns anzuhören, auszusprechen. In einem Schreiben vom 20. April liess uns Nixon durch einen Beauftragten sagen: «Wir hatten gehofft, ein Treffen mit Ihnen in unsern Zeitplan einfügen zu können, aber das Programm des Präsidenten ist so übervoll, dass es uns unmöglich war. Für die nächste Zukunft sehen wir keine Möglichkeit, werden uns aber mit Ihnen wieder in Verbindung setzen, wenn die Zeit gekommen ist.»

In diesen 90 Tagen fand der Präsident, der, wie er sagt, von dem